

Immer in Bewegung

25 Jahre Ambulante Dienste e.V.
für ein selbstbestimmtes und würdevolles
Leben in Gleichberechtigung



Ambulante Dienste e.V. Münster

Immer in Bewegung

25 Jahre Ambulante Dienste e.V.

für ein selbstbestimmtes und würdevolles
Leben in Gleichberechtigung



Ambulante Dienste e.V. Münster

Inhalt

- 4 Grußwort**
von Oberbürgermeister Dr. Berthold Tillmann
- 6 Vom Rebellenverein zum Dienstleistungsunternehmen**
Ein Rückblick auf 25 Jahre Ambulante Dienste e. V. von Birgit Edler
- 12 Chefin im Rolli**
Im Porträt: Dina Hamza
- 16 Will you still need me, will you still feed me?**
Regeln für eine „Umprofessionalisierung“ der Pflegenden
von Klaus Dörner
- 20 Wohnen, Pflege und Teilhabe im normalen Wohnumfeld**
von Harald Wölter
- 24 Tausche Heimplatz gegen Rockkonzert**
Im Porträt: Ruth Baumeister – Mit Rolli und Beatmungsmaschine
in die eigene Wohnung
- 28 Assistentinnen, Teamkolleginnen, Freundinnen**
Im Porträt: Anni und Yanni aus Bulgarien
- 32 Budget für Menschen mit Behinderungen
und Pflegebedarf – Chancen und Gefahren**
von Thomas Klie

Zwischen Ehrenamt und Berufsbild:	36
Angestellte im ambulanten Assistenzbereich	
von Gottfried Overberg	
Therapeutin, Modemacherin, Friseurin, Haushaltshilfe und Medizinerin	40
Im Porträt: Stefanie Kuss	
„Ihr seid für mich da. Und wir leben nicht schlecht.“	44
Im Porträt: Margarete Zimmermann, ihre Assistentin Gisela Riedel und Tiger	
Jeden Tag ein bisschen Ferienstimmung	48
Im Gespräch: Matthias Keil, Mitarbeiter des Tagespflege e. V. im Haus Benteler	
„Wenn man weiß, was man mal gehabt hat...“	52
Im Porträt: Siegfried Krausse, Gast im Haus Benteler, Tagespflege e. V.	
lebensHAUS – intensiv leben bis zum letzten Atemzug	56
Im Gespräch: Franz-Josef Dröge, Geschäftsführer des Hospizhauses	
25 Jahre sind schon was	60
Interview mit Michael Willamowski, Amtsleiter, und Christine Adams, Abteilungsleiterin im Sozialamt Münster	

Grußwort

des Oberbürgermeisters der Stadt Münster

Wenn Jubiläen gefeiert werden, sollte dies nie nur zum Selbstzweck geschehen, also eine Feier um des Feierns willen sein. Natürlich soll auch die Freude über den erfolgreich zurückgelegten Weg im Blickpunkt stehen und entsprechend gewürdigt werden, wichtig ist aber der (selbst)-kritische und analysierende Blick zurück – verbunden mit dem Willen, daraus Lehren und Erkenntnisse für die zukünftige Entwicklung zu ziehen. Denn ein Jubiläum markiert immer einen Fixpunkt, der die Gelegenheit bietet, gleichzeitig Rückschau zu halten und einen Ausblick zu wagen. Das gilt für ein Stadtjubiläum im Übrigen genauso wie für ganz persönliche Jubiläen, wie sie ja auch Geburtstage sind und natürlich auch für die Jubiläen von Vereinen.

Ich freue mich daher sehr, dass der Verein Ambulante Dienste e.V. sich dieser Aufgabe des konstruktiv-kritischen Rück- und Ausblicks mit dieser Broschüre stellt. Ich kann mich noch gut an die Anfänge von Ambulante Dienste e.V. erinnern. Ich war damals junger Sozialdezernent und das Thema der ambulanten Versorgung von Menschen, die pflegerische Hilfe benötigen, kam langsam auf. Es hatte allerdings bei weitem noch nicht die quantitative und qualitative Bedeutung, die es heute hat. Von einer Pflegeversicherung waren wir noch weit entfernt, und die Möglichkeiten und Optionen, aber auch die Ideen und Konzepte dafür, wie die notwendige Hilfe gewährt und organisiert,

aber auch finanziert werden kann, waren sehr begrenzt. Verglichen mit der heutigen Angebots- und Leistungsvielfalt, aber auch verglichen mit der heute deutlich erhöhten Nachfrage, war dieses Thema zwar kein Rand- oder Minderheitenthema, stand aber nicht so sehr im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, wie dies heute, wo Pflegesituationen in fast jeder Familie an der Tagesordnung sind, der Fall ist.

In gewisser Weise hat der Verein Ambulante Dienste e.V. daher damals so etwas wie Pionierarbeit geleistet und dafür bin ich ihm sehr dankbar. Denn wenn wir heute in Münster auf eine sehr gut ausgebaute und vielfältige Angebotsstruktur von Dienstleistern in diesem Bereich blicken können, dann hat das auch mit der Arbeit von Ambulante Dienste e.V. zu tun. Ich gratuliere dem Verein daher sehr herzlich zu seinem 25-jährigen Bestehen und danke ihm für die bisherige erfolgreiche und zuverlässige Arbeit.



A handwritten signature in black ink, which reads "Berthold Tillmann". The signature is written in a cursive, flowing style.

Dr. Berthold Tillmann
Oberbürgermeister der Stadt Münster

Vom Rebellenverein zum Dienstleistungsunternehmen

Ein Rückblick auf 25 Jahre Ambulante Dienste e.V.

von Birgit Edler



Die Scheinheiligkeit unserer Gesellschaft klagten wir 1981 als „Initiative zur Emanzipation Behinderter“ gegen das „Jahr der Behinderten“ an. Ein Jahr der Behinderten zu feiern, wo ihnen zugleich die Teilhabe am öffentlichen Leben größtenteils verwehrt blieb, war für uns ein Zustand, den es offen und lautstark anzuprangern galt. Die Mängelliste war lang: Fehlende Zugänge an öffentlichen Gebäuden, mangelnde Angebote ambulanter Hilfen, ein behindertenfeindlicher öffentlicher Nahverkehr sind nur einige Beispiele.

Unsere Gruppe entstand aus der bundesweiten Behindertenbewegung. Als erste Münsteraner Gruppe sagten wir den „Musterkrüppelchen“ den Kampf an, die „dankbar, lieb, ein bisschen doof und leicht zu verwalten“ sein sollten. In Anlehnung an die „Black is beautiful“-Parole der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung lautete unser provokanter Slogan „Behindert sein ist schön“. Gusti Steiner, viele Jahre mein Vorbild und einer der Urväter der Behindertenbewegung, brachte Anfang der 1970er Jahre damit das neue Selbstbewusstsein Behinderter auf den Punkt. Behinderung war politisch und kein Gegenstand karitativer Fürsorge. Damit leitete Gusti, mit immer größer werdender Resonanz bei den Behinderten, eine Kehrtwende in der Behindertenpolitik ein.

Die Busblockade mitten im Herzen der Stadt Münster auf dem Prinzipalmarkt gilt immer noch als eine der spektakulärsten Aktionen. Wir demonstrierten damit gegen die Unzugänglichkeit des öffentlichen Nahverkehrs und die damit verbundene Ausgrenzung aus dem öffentlichen Leben. 1982 gründeten wir den Verein Ambulante Dienste e.V. Mit ihm wollten wir eine dauerhafte praktische Umsetzung unserer Vorstellungen in der Westfalenmetropole erreichen.

In unserer Gruppe trafen sich Menschen mit Behinderung, die z.B. fremdbestimmt in Heimen lebten. Sie wollten eine eigene Wohnung, selbst festlegen, wann sie aufstehen, essen, zu Bett gehen und mit welchen Menschen sie umgehen. Dazu brauchten sie Hilfen und Assistenz – mehrere oder sogar 24 Stunden am Tag. Unser Ziel war es, durch Bereitstellung von Dienstleistungen für Menschen mit Behinderung eine selbstbestimmte Lebensform zu ermöglichen.



„Wir wollen nicht ins Heim“ – so das Motto der Demonstration, mit der Schwerstbehinderte und Vertreter der Organisationen, die ambulante Betreuungsdienste anbieten, Dienstag in der Innenstadt auf den akuten Pflegenotstand aufmerksam machten. Der „Trauerzug“ sollte die zu Grabe getragene individuelle, also ambulante Betreuung symbolisieren, bislang getragen durch Zivildienstleistende als „billige Arbeitskräfte“. Gefordert wird die Finanzierung, wenn auch teurer als ein Heimplatz, sowie ein Pflegegesetz, um die Verkürzung der Zivildienstzeit wirksam aufzufangen.

Foto: Witte

Westfälische Nachrichten
21.11.1990

Dazu formulierten wir konzeptionelle Eckpfeiler unserer Leistungen, die auch heute für unsere Arbeit noch maßgeblich sind. Da Dienstleistungen in Form von Hilfe immer auch einen entmündigenden Aspekt haben, ist es uns wichtig, Hilfe nur als bezahlte Dienstleistung zu verstehen.

Unser Grundsatz: die Betroffenen sind Experten in eigener Sache. AssistentInnen, vorwiegend StudentInnen und Ehrenamtliche, verstehen ihre Aufgabe darin, die Funktionsverluste der KundInnen auszugleichen und zu ersetzen. Notwendige Fachlichkeit steht jedoch im Hintergrund bereit. Behinderung ist nicht als Krankheit zu verstehen, sondern als ein Zustand, den es zu leben gilt.

Gründerjahre

Der Verein begann in einem kleinen Büroraum. Mit Hilfe der Presse suchten wir Helferinnen und Helfer und warben, um unser Angebot „Hilfe rund um die Uhr“ bekannt zu machen.

Schnell zeigte sich, dass gerade ältere Menschen unsere Dienstleistung interessant fanden, und eine große Lücke im sozialen

Angebotsnetz der Stadt Münster wurde offenbar: Haushalts-hilfen, Begleitungen, Ersatz bei Ausfall der gewohnten Pflegeperson fehlten. Wir vermittelten sie. Die Organisation des Vereins wurde von Vereinsmitgliedern ehrenamtlich geleistet.

Ein Jahr nach Gründung organisierten wir unsere erste „Rund-um-die-Uhr-Betreuung“ eines atemgelähmten Mannes mit fünf Zivildienstleistenden im Rahmen der Individuellen Schwerstbehindertenbetreuung – eine absolute Neuheit in Münster, die zu ernsthaften Auseinandersetzungen mit dem Sozialamt führte. Es sollten nicht die letzten sein, da unsere Sozialgesetzgebung nun mal unterschiedliche Auslegungen zulässt, wenn sie fordert, den Anspruch auf Hilfe immer am individuellen Einzelfall auszurichten.

Für uns hieß die Lehre, dass wir unsere Kundinnen und Kunden bei der Durchsetzung dieser individuellen Ansprüche nicht alleinlassen dürfen, sondern sie umfassend durch Beratung, Vorfinanzierung der Dienstleistungen und allgemeine Lobbyarbeit unterstützen müssen. Eine Professionalisierung der umfangreichen Arbeit stand an. Das Arbeitsamt Münster bewilligte uns Personal über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM).

Eine Stelle wurde für die Begleitung von Menschen mit demenziellen Veränderungen eingerichtet, wozu die psychosoziale Begleitung der altersverwirrten Menschen gehörte und parallel die intensive Beratung der Laienhelfer. Heute stellt dies einen großen und wichtigen Bereich unserer Arbeit dar. 1984 leisteten wir fast 30.000 Stunden, Tendenz steigend. Doch erst 1987 erfolgte die offizielle Anerkennung unserer Arbeit von Seiten der

Stadt durch Aufnahme in den Kreis der geförderten Institutionen. Das verschaffte uns die notwendige Stabilität und Raum für weitere Konzeptentwicklung wie das Modell „Autonom Leben“.

Autonom leben – als Behinderte, im Alter, als Sterbende

Als Dienstleister wollen wir möglichst wenig in die Lebensgestaltung unseres Kundenkreises hinein dirigieren. Orientiert an den jeweiligen Bedürfnissen und Fähigkeiten sollen unsere Kundinnen und Kunden den Einsatz ihrer Assistenz weitgehend selber organisieren, unser Büro steht jedoch als formaler Arbeitgeber zur Verfügung sowie durch beratende Tätigkeit. Wir entwickelten gemeinsam mit Partnern Angebote, um die bisherigen Grenzen ambulanter Hilfen zu erweitern.

Mit der damaligen Münsteraner Gruppe des Seniorenschutzbundes „Graue Panther“ und der „Mobile Alten- und Behindertenhilfe Münster“ gründeten wir die Tagespflege „Haus Benteler“ als erste und mittlerweile einzige nicht heimangebundene Einrichtung dieser Art in Münster. Sie ermöglicht älteren Menschen, trotz Pflegebedürftigkeit nicht sozial isoliert zu sein.

Das Hospiz „lebensHAUS“ in Handorf bauten wir gemeinsam mit der Hospizbewegung Münster und der Aidshilfe e.V. Münster auf und sind Mitgesellschafter. Übrigens ist es das erste Hospiz in Nordrhein-Westfalen, das von Trägern initiiert wurde, die aus dem ambulanten und nicht aus dem stationären Bereich stammen. Zudem entstand es aus einer von den kirchlichen Trägern

zunächst nicht gewünschten Kooperation. Beide Kirchen, sowohl die Caritas als auch die Diakonie, sahen die Hospizarbeit als ihre ureigene Aufgabe und ihren alleinigen Auftrag an. Also gehörte ein Hospiz unter ihre Regie. Da alle beteiligten Träger und Initiativen anderer Ansicht waren, verließen sie den Verhandlungstisch. Das Resultat sind die beiden münsteraner Hospize, das *lebensHAUS* und das Johanneshospiz, deren Mitarbeitende an der Basis hervorragend um der Sache willen zusammenarbeiten.

25 Jahre – und es geht weiter

Der „Kostendruck“ nahm auch bei uns in den letzten Jahren zu. Menschen mit einem hohen Assistenzbedarf (bis zu 24 Stunden täglich) fehlen oft die finanziellen Ressourcen für die notwendigen Hilfen. Die Pflegeversicherung Stufe III bietet einen Höchstbetrag von 1.432 Euro pro Monat, die Kosten für „24 Stunden Hilfe“ liegen derzeit bei ca. 8.000 bis 10.000 Euro pro Monat. Auch bei Ausschöpfung aller Sozialleistungen wie Hilfe zur Pflege, Eingliederungshilfe etc., gebietet der Gesetzgeber zwar grundsätzlich den Vorrang der ambulanten Versorgung vor der stationären – unter dem Vorbehalt der Verhältnismäßigkeit der Kosten. Betroffene geraten aber zunehmend in eine „Kosten-Nutzen-Diskussion“: „Wieviel darf ein junger oder alter Mensch mit Behinderung die Gesellschaft kosten?“. Nicht zuletzt aus eigener Betroffenheit heraus wollen und werden wir hierfür weiterhin konkrete Alternativen für die Zukunft aufzeigen, entwickeln – und durchsetzen.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster ...**

**... gäbe es das Hospiz
lebensHAUS nicht.“**

Jutta Schupp



Chefin im Rolli

Im Porträt: Dina Hamza

Dina Hamza ist Unternehmerin. Sie besitzt das einzige Spielzeug-Second-Hand Geschäft in Deutschland. Die Rollstuhlfahrerin ist seit 1986 Kundin des Vereins Ambulante Dienste e. V. und fühlt sich gegenüber ihren Assistentinnen als Arbeitgeberin.

Bis zu dem Zeitpunkt ihres Auszugs aus der gemeinsamen Wohnung hatte ihre Mutter Dina versorgt, was sie nachträglich als „nicht gut für eine 24-Jährige“ beurteilt. Als sie zu ihrer Lebenspartnerin zog, musste sie lernen, externe Hilfe anzunehmen und in ihr Leben zu integrieren. Ein großes Stück Herausforderung und Arbeit für sie. „Allein, dass es durch den Verein Ambulante Dienste e.V. „Assistenz“ und nicht mehr „Pflege“ hieß und die Handreichungen nicht von einer Krankenschwester getätigt wurden, ermöglichte es mir, die Hürde zu nehmen.“ Dina Hamza brachte den Assistentinnen durch ihre vielen Krankenhausaufenthalte und die dadurch erlebte Fremdbestimmung ein gehöriges Maß an Misstrauen entgegen. Das blieb jahrelang während ihrer Zeit als Kundin des Vereins so. Die Einarbeitung einer neuen Assistentin versetzte sie in Panik, ließ Tränen fließen vor Aufregung. „Ein Schlüsselerlebnis war, dass ich einmal heulend im Bett saß, weil am Morgen eine neue Assistentin anfangen sollte, und Eva (ihre Partnerin, die Red.) mir sagte: ‚Nun gib dich doch nicht so aus der Hand!‘“

Sie lernte, sich als Arbeitgeberin mit klaren Vorstellungen für eine Stellenausschreibung zu sehen. „Eine Choreografin hat ihre Arbeit mal so erklärt: Sie hat Vorstellungen von einer Bewegung im Kopf, die sie in Sprache umwandeln muss, sodass ihre TänzerInnen sie dann umsetzen können. So sehe ich das bei mir auch. Du kannst mit der persönlichen Assistenz nur gut leben, wenn du führen kannst.“

Anfangs setzten sie die hohen Ansprüche an Selbstständigkeit, die der Ambulante Dienste e.V. vertrat, unter Druck. „Sie gingen aus der autonomen Behindertenbewegung hervor, ihr Ideal waren die superautonomen Krüppel. Da fühlte ich mich schlicht überfordert.“ Heute genießt Dina Hamza ihre Freiräume, kennt ihre Grenzen und nimmt den Ambulante Dienste e.V. gerne als Dienstleister in Anspruch, bspw. bei der verhassten Antragstellung. Zugleich ist sie dankbar, dass „diese Perle“ politisch so viel bewirkt hat, ihr Informationen und persönliche Beratung zukommen lässt.

Für die Lösung ihres aktuellen Problems, die Umstellung auf eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung inklusive beruflicher Assistenz, „investierten Birgit und auch Erhard (Mitarbeitende des Ambulante Dienste e.V., die Red.) öfter zwischen anderthalb und zweieinhalb Stunden, um die optimale Lösung zu finden. Sie kennen sich einfach aus.“

Profitiert hat sie in vielerlei Hinsicht. Ihr Selbstbewusstsein als Unternehmerin verdankt sie dem Berufsbild mit persönlicher Assistenz. Durch die Neuregelung erhöht sich die Zahl ihrer AssistentInnen von fünf bis sechs Betreuerinnen auf neun bis zehn oder mehr. Auch für ihr Second-Hand Geschäft ist mehr Assistenz eingeplant. „Das soll natürlich auch die Umsätze steigern. Ich kann so mehr Ware sortieren und auszeichnen und sie so schneller zum Verkauf anbieten.“ Die Integration der Lagerware in den Verkauf ist angedacht – ohne Assistenz bleibt sie unerreichbar. „Als nächstes erarbeite ich eine Stellenbeschreibung. Ich bin jetzt noch klarer Arbeitgeberin.“ Das hört man raus.

Auch für ihre persönliche Assistenz hat sie Regeln erstellt: AssistentInnen sind ausschließlich weiblich. Sie sollen mindestens ein Jahr bleiben, weil die Einarbeitung so aufwendig ist. Wenn es nicht klappt, sagt sie schnell Nein und klärt die Situation, ohne zu zögern. „Ich habe die Arbeitgeberposition als aktive Rolle angenommen. Das ist angenehmer als dieses Mit-sich-machen-Lassen.“ Freundinnen und Bekannte würde sie nie gegen Geld einstellen. „Natürlich springen die mal ein. Aber als Assistentin kommt es dann zu Unklarheiten.“ So rief eine Helferin, mit der sie bis heute befreundet ist, um elf aus der Kneipe an, ob sie nicht noch ein Stündchen bleiben könnte. „Das geht natürlich

nicht“, so die Unternehmerin heute. Das ist jedoch kein eindeutiges Plädoyer für die postulierte „professionelle Distanz“. „Allein durch die körperliche Nähe, die ich zulassen muss, entsteht schnell Vertrautheit. Das hat schon oft auch was mit Freundschaft zu tun“, meint Dina Hamza. „Wenn nicht, würde mir ein dicker Prozentsatz fehlen. Ich finde es ja auch toll, all diesen netten Frauen zu begegnen und sie kennenlernen zu dürfen.“ Kontakte bleiben über viele Jahre erhalten.

Privat muss sie sich an Übernachtungsgäste gewöhnen – und ihre Partnerin auch. „Die hat schon gesagt: ‚Aber nicht jede Nacht!‘“ Das immer neue Austarieren zwischen Autonomie und der Annahme von Hilfe gehört einfach dazu. Auch für ihre mittlerweile 70-jährige Mutter hat sich ein Rollenwechsel ergeben: Dina kann jetzt, da erste Hilfen in Anspruch genommen werden müssen, ihre Ratgeberin sein, Mut machen, wenn es um deren Pflege geht. Dadurch entsteht eine neue Gleichberechtigung zwischen Mutter und Tochter.

Hätte etwas den langen Weg erleichtern und abkürzen können? „Ein Grundkurs ‚Wie sag ich’s meiner Assistentin?‘ hätte mir wertvolle Dienste geleistet, wurde aber nur außerhalb angeboten“, erinnert sich Dina Hamza. Auch den eigenen Führungsstil zu überdenken – Wie gehe ich damit um, dass ich auf einmal delegieren muss? Welche Sprache wähle ich und welche will ich mir gegenüber genutzt wissen? – „das ist vielleicht ein Tipp meinerseits für die Angebotspalette des Vereins Ambulante Dienste e. V.“, zwinkert sie.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster ...**

**... könnten viele
Menschen mit Behin-
derung nicht so ein
selbstständiges Leben
führen.“**

Erhard Wieferig

Will you still need me, will you still feed me?

Regeln für eine Umprofessionalisierung der Pflegenden

von Klaus Dörner

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus Dörner ist der Vordenker lebensbejahender sowie lebens- und lesenswerter Konzepte zum Thema Pflege in Deutschland. Er inspirierte und inspiriert immer wieder auch das Engagement des Ambulante Dienste e. V. Für diese Festschrift stellte er die Texte seines neuen Buchs „Leben und sterben, wo ich hingehöre“ zur Verfügung. Wir geben seine Thesen zur „Umprofessionalisierung der Pflegenden“ in gekürzter Form wieder.

„Bei alledem, was wir
heute gut finden,
können wir sicher sein,
dass wir schon morgen
viel geeignetere Wege
finden werden – wenn
wir uns nicht institutio-
nalisieren, sondern dafür
offenhalten.“



1. Pflege ist normalerweise ambulant.

Sie wird immer ambulanter. Um aber die Situation der Pflegenden als Einzelkämpfer und die Gefahr, als FreiberuflerIn Spielball des Marktes zu werden, zu verhindern, sollten sie – neben der Zusammenarbeit mit Familien und Nachbarn – sich in den Pflegeauftrag einer Institution, z. B. eines Vereins, einbinden.

2. Die Pflegesituation ist immer trialogisch.

Sie besteht immer aus dem Hilfsbedürftigen, aus mir als dem Profi und aus mindestens einem Bürgerhelfer (Angehöriger, Nachbar ...). Das Hinzutreten des jeweils Dritten macht die Situation weniger intim, dafür sozial verbindlicher.

3. Erst platzieren, dann pflegen.

Ich habe erst zu überlegen, wo ein Hilfsbedürftiger mit seinem Leben, Altern, Sterben hingehört, und ihm dann dorthin Hilfe zu bringen.

4. Erst volkswirtschaftlich, dann betriebswirtschaftlich denken.

Ich habe stets vom gesamtgesellschaftlichen Hilfebedarf auszugehen, der immer zuerst von Bürgern und erst danach – ergänzend – von den Profis abgedeckt wird (Subsidiarität).

5. Jedes Helfen ist grundsätzlich ein Bürger-Profi-Mix.

Das bedeutet einen Paradigmenwechsel vom profi- zum bürgerzentrierten Konzept. Der Pflege-Profi muss lernen, vom anderen her zu denken: Dann beziehen die Bürger mich als Profi ins Helfen ein.

6. Als Dienstleister bin ich immer zugleich „Diener“ und „Leister“.

7. Auch im Pflegen habe ich dem kategorischen Imperativ der Solidarität zu folgen.

Ich habe stets mit dem Letzten zu beginnen, bei dem es sich am wenigsten lohnt. Picke ich mir für meine Pflegeeinheit die sympathischeren Rosinen heraus, bin ich einmal unfair ge-

genüber meinen Kollegen im Heim, die das ausbaden müssen; zum anderen ist dann meine Einheit kein versorgungstaugliches Instrument und verdient keine Förderung.

8. Ich habe stets den neutralsten Träger anzustreben.

Das ist in der Regel die Kommune. Dies gewährleistet die Kontrolle über den Markt, der dazu neigt, Hilfsbedürftigen marktkonform in „gute“ oder „schlechte Kunden“ zu sortieren, eine Gefahr, auf die ich schon bei einem Wohlfahrtsverband als Träger aufpassen muss. In zweiter Linie kommen als Träger bspw. Nachbarschaftsvereine oder auch Kirchengemeinden in Betracht.

9. Meine Verantwortung als Pfleger betrifft zuerst ein Territorium.

Nicht für einzelne Pflegebedürftige, sondern für ein bestimmtes Territorium bin ich verantwortlich, d.h. für alle Bürger und Ressourcen, die es dort gibt. Meine wichtigste Aufgabe besteht darin, die hilfs- mit den helfensbedürftigen Bürgern zu verknüpfen.

10. Die ideale Größenordnung hat der dritte Sozialraum der Nachbarschaft.

Dieser dritte Sozialraum liegt zwischen den Sozialräumen des Privaten und des Öffentlichen und ist verantwortlich für den Hilfebedarf, wenn der einzelne Haushalt an seine Grenzen stößt. Er umfasst den „Wir-Raum“, der bspw. durch die Gemeinde(n) definiert sein kann. Nur für ihren dritten Sozialraum sind die Bürger helfensbedürftig, weil sie neben Selbstbestimmung auch eine Tagesdosis an Bedeutung für andere brauchen.

11. Nur in der Nachbarschaft ist Profi- und Bürgerengagement synchronisierbar.

Auf der Ebene der Nachbarschaft und des Viertels gelten De-Institutionalisierung und Ent-Spezialisierung – im Gegensatz zur höheren, großräumigen Ebene. Daher habe ich mit meinem ambulanten Pflegedienst im dritten Sozialraum alles zu pflegen, in den einzelnen Haushalten ebenso wie in der Verdichtungszone meiner ambulanten Nachbarschafts-Wohnpflegegruppe. Für mich als Profi besteht daher für meinen dritten Sozialraum Pflicht- oder Vollversorgung.

12. Als Pflegender habe ich für die Bürger ohne Hilfebedarf mehr Zeit als für die Bürger mit Hilfebedarf zu verausgaben.

Zum Erreichen des gemeinsamen Ziels der Integration aller, wo die Bürger mit möglichst wenig Profi-Beistand ihre Beziehungen selbst regeln, haben die Bürger ohne Hilfebedarf den sozial längeren Weg zurückzulegen, da dieser nur gegen den Widerstand des Modernisierungstrends der Entlastung durch Profis zu gehen ist.

13. Meine Weiterbildung zur „Familien- Gesundheitsschwester“ ist angezeigt,*

denn die kleinste sozial tragfähige Einheit für alle Pflegebedürftigen ist stets die Einheit Haushalt + Nachbarschaft.

14. Zukunftsfähigkeit bedeutet mit der De-Institutionalisierung auch Machtverlust.

Pflegende und Menschen mit „helfenden“ Berufen können erwarten, dass sie es mit hilfsbedürftigen Menschen zu tun haben, die „unter mir“ stehen. Schritte der De-Institutionalisierung gelingen ihnen nur, wenn sie bei der anstehenden Verteilung der Lasten auf mehrere Schultern auch Macht abgeben wollen und daran auch noch Gefallen finden.

15. Die Pflege-Kollegen in den Heimen sind Bündnispartner.

Heime und die ambulanten Pflegeprofis sind aufgefordert, sich gemeinsam auf den dritten Weg zu machen: auf den alternativlosen Weg der Ambulantisierung, der De-Institutionalisierung, der Vernachbarschaftlichung und damit der Resozialisierung, der Reintegration und der Normalisierung insbesondere auch des Alterns und des Sterbens, damit es stattfinden kann, wo es hingehört.

* etwa nach dem Konzept und Curriculum der WHO, Regionalbüro Europa ISBN 9289011777

Wohnen, Pflege und Teilhabe im normalen Wohnumfeld

von Harald Wölter



Mal ehrlich: Wer kann sich schon vorstellen, in einem Heim leben zu wollen? „Wohnen, Leben, Assistenz und Pflege“ im normalen Wohnumfeld zu sichern, stellt daher eine zentrale Leitorientierung der Sozialpolitik dar, d.h. Überschaubarkeit, Identität in sozialer Einbindung, die Möglichkeit zur Gestaltung der eigenen Häuslichkeit und das Zusammenleben mehrerer Generationen. Differenzierte und auf die verschiedenen Bedarfslagen und Lebensstile angepasste kultursensible Wohn- und Pflegearrangements zu kreieren, ist die Konsequenz daraus.

Selbstbestimmtes Wohnen – vom Nischen- zum Regelaangebot

In den letzten Jahren unterlagen die Lebensentwürfe und Wohn- und Lebensformen einem starken Wandel. Wurden die neuen alternativen Wohn- und Pflegeformen zunächst nur als ein Angebot für einige wenige angesehen, entwickelt sich der Wunsch nach individuellen Wohn-, Pflege- und Unterstützungsformen in einer selbstbestimmten Wohnumgebung nun zum Mainstream. Alternative Wohnformen haben die Chance, von einem Nischenangebot für wenige zu einem „Normalangebot“ für breitere Bevölkerungskreise zu werden.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten ist bereits eine Vielfalt an neuen Wohnformen für pflegebedürftige, behinderte und ältere Menschen als Alternative zu den traditionellen Heimeinrichtungen entstanden: Integriertes Wohnen, Mehrgenerationenwohnen, selbstorganisierte und betreute Wohngemeinschaften, Hausgemeinschaften für Menschen mit Demenz, Pflegewohnungen im Wohnquartier oder gerade in jüngster Zeit „Wohnen mit Versorgungssicherheit“.

Mittlerweile haben sich viele gemeinschaftliche Wohnformen für ältere Menschen mit Pflegebedarf als Alternative zur Heimunterbringung etabliert, ebenso sind die Angebote des selbstständigen begleitenden Wohnens für Menschen mit Behinderungen in den letzten Jahren deutlich ausgeweitet worden. Damit wird dem Bedürfnis nach Teilhabe und Selbstbestimmung nachgekommen. Aber auch dem massiven Anstieg der Heimplätze soll mit Angeboten im normalen Wohnumfeld entgegengewirkt werden.

Die Angebote, die sich an Menschen mit Behinderungen richten, sind allerdings vorwiegend auf Personengruppen mit geringerem Unterstützungsbedarf ausgerichtet. Ein höherer Pflege- und Assistenzbedarf kann aufgrund der begrenzten Leistungen der Pflegeversicherung oft nicht abgedeckt werden. Auch über die Eingliederungshilfe oder die ergänzende „Hilfe zur Pflege“ werden seitens der zuständigen Sozialhilfeträger nicht immer die Kosten für eine „Rund-um-die-Uhr-Betreuung“ im notwendigen Umfang übernommen. Die Wünsche nach einem selbstbestimmten Leben bleiben dadurch häufig unerfüllt.

Wünschenswert sind Projekte, die eine Kombination aus eigenständiger, ambulanter Versorgung durch Assistenz und zusätzlicher, zeitlicher Hilfestellungen sowie nächtlichem Bereitschaftsdienst im Haus bieten.

Wohnen mit Assistenzleistung

Menschen mit schwerer körperlicher Behinderung wird oftmals auch deshalb ein Heimplatz empfohlen, weil ambulante Dienstleistungen zu wenig auf ihre Bedarfe ausgerichtet sind.

Der im September 2000 gegründete Verein „Alternatives Wohnen mit Assistenzleistung“ setzte sich zum Ziel, Menschen mit hohem Assistenzbedarf durch die Schaffung solcher Projekte ein Leben in Eigenverantwortung und Selbstständigkeit zu ermöglichen.

Das gleichnamige Modellprojekt wurde in der Planungsphase durch den Fördertopf des Landes für „Neue Wohnformen für pflegebedürftige und behinderte Menschen“ unterstützt. Ziel des Projekts ist es, auch im Alter und bei fortschreitender körperlicher Einschränkung eine selbstbestimmte Wohn- und Lebensform zu gewährleisten. Im Quartierskonzept liegt ein vielversprechendes Modell für die zukünftige Organisation von Pflege- und Unterstützungsleistungen. Quartiersbezogene Wohn-, Pflege- und Hilfekonzepte sind darauf ausgerichtet, die Angebote für Wohnen, Betreuung und Pflege, soziale Kontakte und die Organisation gegenseitiger Hilfe auf ein Wohnviertel oder einen Stadtteil auszurichten.

Wohnen mit Versorgungssicherheit

Die Vereine Ambulante Dienste e.V. und Alternatives Wohnen mit Assistenzleistung e.V. wollen für junge und ältere Menschen mit einem erhöhten Hilfe- bzw. Assistenzbedarf ein selbstbestimmtes und eigenständiges Leben zu Hause ermöglichen. Wohnen mit Versorgungssicherheit soll auch für Menschen außerhalb des Wohnprojektes im Quartier geschaffen werden in Form eines multiprofessionellen, in der Gemeinde präsenten ambulanten Teams mit einem Servicebüro im Wohnprojekt, das für die Bewohnerinnen und Bewohner erforderliche Assistenz- und Versorgungssicherheit gewährleistet.

In Bielefeld sind bereits Wohn-, Pflege- und Assistenzformen nach diesem Konzept als Kooperationsprojekt zwischen Wohnungswirtschaft und Trägern und Vereinen sozialer und pflegerischer Dienstleistungen entstanden. Die Erfahrungen aus dem „Bielefelder Modell“ belegen, dass die ständige Anwesenheit des ambulanten multiprofessionellen Teams im Stadtteil auch Impulse für die Bürgerselbsthilfe liefert. Die mitarbeitenden Teams sind im Stadtteil bekannt, sind ansprechbar und können so flexibel auf die Wünsche der Bewohnerinnen und Bewohner eingehen. Das Angebot kommt dem gesamten Stadtteil zugute. Dieser Organisationsansatz soll auch als Grundlage für die weitere Entwicklung von Quartierskonzepten in Münster dienen.



Harald Wölter

Die neuen Wohn- und Pflegeformen sind nicht nur als Erweiterung der Angebotsformen zu verstehen, sondern als Initialzündung für einen tief greifenden Wandel der bestehenden stationären Angebote hin zu einer konsequenten Ambulantisierung.

Tausche Heimplatz gegen Rockkonzert

Im Porträt: Ruth Baumeister –
Mit Rolli und Beatmungsmaschine
in die eigene Wohnung



Ruth Baumeister lebt in einer sonnigen 3-Zimmer-Wohnung mit einer blumenbewachsenen Terrasse. Die 52-Jährige mit der kessen Zopffrisur strahlt. Sie hat allen Grund dazu: Nach acht Jahren verließ sie die letzte ihrer drei Pflegeheimstationen, um in ihre eigene Wohnung einzuziehen. Den Mutsprung verdankt sie sich, ihrer Betreuerin Frau Lück und dem Verein Ambulante Dienste e.V.

„Wenn Birgit Edler und Frau Lück nicht für mich gekämpft hätten, wäre ich nicht da.“ „Da sein“ bedeutet, wieder autonom und unter menschenwürdigen Bedingungen zu leben. Das Heim bot alles andere als das. „Meine Schelle am Bett war oft kaputt. Wenn dann der Schlauch abging, wurde es lebensbedrohlich.“ Ruth Baumeister leidet an einer Muskelerkrankung und wird beatmet. Doch auch eine funktionierende Schelle bot keine Garantie für angemessene Betreuung. „Einmal habe ich nachts geklingelt, weil ich Durst hatte. Da hat der Pfleger mich angeranzt: ‚Ich bin die Nachtwache und nicht der Nachtservice. Halt die Fresse!‘ Da habe ich lieber gedurstet.“ Bei der Erinnerung laufen ihr die Tränen übers Gesicht. Immer noch plagen sie Albträume. Als die Situation unerträglich wird, wagt sie es, ihre Betreuerin Frau Lück zu fragen, ob nicht auch „jemand wie sie“ wieder zu Hause wohnen könne. Die ehemalige Mitarbeiterin des Ambulante Dienste e.V. holte ihren ehemaligen Arbeitgeber mit ins Boot. Ein Dreivierteljahr dauerte der Aufbau der Finanzstruktur und die Wohnungssuche – dann zog Ruth Baumeister in ihr neues Leben. Das ist zwei Jahre her.

Als erstes packte Ruth Baumeister in der neu gewonnenen Freiheit der Kaufrausch: Lebensmittel, Geschenke – sie packte alles ein, bis ihre Begleitung vorsichtig zu fragen wagte, ob sie überhaupt so viel Geld dabei hätte. Bei dem Gedanken bricht sie in spitzbübisches Gelächter aus.

Nach 17 Jahren Pflege, in denen sie ihr Zimmer und Bett nicht verlassen konnte, gibt es einiges nachzuholen: Ob bei den WM-Übertragungen, beim Eurocityfest oder im Rockkonzert von Manfred Mann's Earth Band – Ruth Baumeister ist mit Rolli und Beatmungsgerät mittendrin. Pannen und Schreckmomente riskiert sie, wie neulich im Zoo, als der Akku für das Beatmungsgerät versagte. Eine Panne, die glimpflich verlief. Sie genießt die positiven Erfahrungen mit den Menschen, denen sie begegnet – mehr als sie je gedacht hat. „Sie kommen auf mich zu, strahlen mich an.“

Ihre neun AssistentInnen sind ihre neue Familie – neben ihrem 86-jährigen Vater, der sie immer wieder erleichtert besucht. Der Arzt im Ruhestand hatte seine Tochter lange selbst gepflegt, bis er es nicht mehr schaffte. Ihn hatten die Besuche im Heim stets erschüttert und hilflos zurückgelassen. „Als er mich das erste Mal jetzt hier besucht hat, war er außer sich vor Freude.“

Zu kritisieren gibt es „Kleinigkeiten“, wie sie es nennt. Die vom Ambulante Dienste e.V. geforderte „professionelle Distanz“ findet sie einfach „scheiße“. „Die schlimmsten Erlebnisse hatte ich mit Menschen, die ich auf Distanz hatte,“ so ihre Erfahrung. „Ich habe schon oft gesagt, die Nicht-Ausgebildeten sind gewissenhafter, oft feinfühlicher. Es gibt Pflegekräfte, die sind 20 Jahre

im Beruf, die saugen den Schleim aus der Lunge so ab, da kann ich besser meine Putzfrau fragen.“ Das fehlende Stimmvolumen bremst Ruth Baumeisters energische Art, ihre Meinung kund zu tun, nur wenig.

Gegenüber ihrem Heimleben „ist das ein Unterschied, den man gar nicht beschreiben kann, wie im Paradies.“

Am liebsten würde sie allen HeimbewohnerInnen zurufen: „Traut Euch!“ Es muss ja nicht die eigene Wohnung sein. Aber große Heime würde sie abschaffen. Wenn es nach Ruth Baumeister ginge, gäbe es kleine Einheiten oder Wohngemeinschaften – und den Ambulante Dienste e. V.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster ...**

**... gäbe es hier eine
Riesenlücke und es
wären viel mehr Leute
im Heim.“**

Irmhild Lunemann

Assistentinnen, Teamkolleginnen, Freundinnen

Im Porträt: Anni und Yanni aus Bulgarien



Anni Velkova und und Yanica Grachenova heißen im Verein nur Anni und Yanni. Seit fünf Jahren leben sie in Deutschland. Anni studiert Politikwissenschaft und Yanica Philosophie und Soziologie. Gemeinsam bewohnen sie eine Zweizimmerwohnung, arbeiten beim Ambulante Dienste e.V. und das am liebsten im Team. Zusammen erlebten sie auch den Tod von zwei Kundinnen.

Anni Velkovas Einstieg in die Pflege stellte sie gleich vor ungeahnte Probleme: „Frau H. wollte einfach nicht leben. Sie war im Krankenhaus, weil sie nicht essen und trinken wollte. Ich sollte sie dort ein paar Stunden betreuen, aber sie wollte mit mir nicht reden. Ich habe irgendwann angefangen, ihr Märchen vorzulesen und ihr Geschichten von mir zu erzählen. So ging es. Sie hat wieder Lebenslust gewonnen, sie ist nach Hause gekommen.“

YG: „Sie war sehr mutig und sie hat sich sehr für uns interessiert, wollte immer wieder was Neues über Bulgarien erfahren. Es war, als ob man seine eigene Oma betreut.“ **AV:** „Als wir Prüfung hatten, hat sie immer eine Kerze aufgestellt, und wenn wir krank waren, rief sie an.“ Ein Jahre später starb Frau H. Sie hatte Knochenkrebs und litt an Diabetes. Drei Tage vor ihrem Tod hat sie erstmals Kinderlieder gesungen. **YG:** „Durch die Erfahrung mit ihr wussten wir, dass wir noch mal jemanden betreuen wollen.“

„Die Arbeit ist nie einseitig.“

Beide begeisterte die Teamarbeit bei ihrem Arbeitgeber. Dass man alle Probleme besprechen und dass eine Person so viel Betreuung bekommen kann, kannten sie nicht aus ihrer Heimat.

Ihre zweite Kundin litt an fortgeschrittener Multipler Sklerose, war aber, laut Yanni, voller Energie, hatte „einen starken Geist“, der nie aufgab und an kleinen Dingen seine Freude hatte. Verständigen konnten sie sich mit Frau S. lediglich über deren Augenkontakt. **YG:** „Sie konnte unerwartet weinen oder auch lachen und man wusste nicht, warum. Nur sie wusste das. Wenn man sie nicht verstehen konnte, war sie überemotional verärgert.“ Mit Kopf und Augen zeigt sie, worum es geht. **YG:** „Diese Momente waren sehr lustig, denn ich habe tausend Sachen aufgezählt und das war's nicht und das war's nicht. Und dann war sie wirklich am Lachen, weil ich die Dumme bin, die nicht kapiert, worum es geht. Frau S. interessierte sich für vieles: Kultur, auch Philosophie, sie hörte viel Radio. Sie hat sich auch sehr für uns interessiert.“ **AV:** „Das hat uns viel gegeben und ihr auch. Die Arbeit ist nie einseitig.“

Vier Monate vor ihrem Tod, im Jahr 2005, reisten die beiden mit Frau S. nach Berlin. Sie sieht Berlin nach mehr als 30 Jahren wieder mit einem klaren Plan im Kopf, was sie besichtigen will. **AV:** „In der Regel haben wir ein Spiel aus Assoziationen gespielt. Das hat geklappt, sie hat alles gesehen, was sie wollte.“ Die Pflege forderte einen Einsatz rund um die Uhr, die Nachtschichten teilten sich die beiden Reisebegleiterinnen. Das Wenden alle paar Stunden reduzierte den Schlaf auf drei bis vier Stunden. Nach einer Freistunde während des Frühstücks ging es weiter in die Stadt. Der Tod von Frau S. trat unerwartet nach einer Lungenentzündung ein.

Von beiden Frauen haben sie viel gelernt: Gelassenheit, Mut und Freude an Kleinigkeiten. „Schon eine Dusche kann den

ganzen Tag verändern.“ Beide können sich vorstellen, diese Erfahrungen auch in ihre berufliche Laufbahn einfließen zu lassen: Yanni sieht ihren Weg mehr im psychologischen Bereich, Anni fände es als Politikwissenschaftlerin interessant, an der Etablierung ähnlicher Strukturen in Bulgarien mitwirken zu können.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster...**

**... hätten in unserer
Stadt viel weniger
Menschen Kenntnis
von der Lebensrealität
chronisch kranker,
behinderter und alter
Menschen. “**

Gottfried Overberg

Budget für Menschen mit Behinderungen und Pflegebedarf – Chancen und Gefahren

von Thomas Klie



Innovationen in der Behindertenhilfe und -pflege brauchen einen langen Atem. Davon kann der Jubilar ein Lied singen. Davon können all diejenigen ein Lied singen, die sich um die Implementierung von persönlichen Budgets bemühen. Während im Ausland, insbesondere in Schweden, den Niederlanden, in Großbritannien, aber auch in den USA Budgets in der Behindertenhilfe und -pflege längst gang und gäbe sind – natürlich ebenfalls mit langwierigem Vorlauf – ist Deutschland rechtlich weit von der Etablierung dieser Budgets entfernt. Gemäß § 17 SGB XI können in der Behindertenhilfe seit 2004 trägerübergreifende Budgets gewährt werden, ab 01.01.2008 besteht ein Rechtsanspruch darauf. Die Resonanz ist bisher begrenzt, und lediglich in Rheinland-Pfalz gibt es eine nennenswerte Zahl von BudgetnehmerInnen, die allerdings überwiegend aus dem dortigen Modellprojekt „Hilfe nach Maß“ stammen. Administrative Hindernisse bei den Leistungsträgern, Abwehr seitens der Dienste und Unsicherheiten bei den potenziellen BudgetnehmerInnen sind mitverantwortlich für die eklatanten Umsetzungsprobleme des trägerübergreifenden Budgets. Anders in der Pflege: Im Modellprojekt „Pflegebudget“ sind die Effekte mit weit über 500 Budgetnehmern ausgesprochen positiv.

Der Gesetzgeber hat in der aktuellen Pflegeversicherungsreform die Reformperspektive Pflegebudget nicht aufgenommen: Man bleibt beim klassischen Sachleistungsrecht und Geldleistungen für pflegende Angehörige. Die dritte Budgetvariante, das Integrierte Budget, verbindet persönliche Budgets nach § 17 SGB IX mit dem Pflegebudget. Fallstudien aus Rheinland-Pfalz zeigen, dass gerade für Menschen mit Behinderungen die Integration der Pflegeleistungen in ein Budget sehr attraktiv ist und mehr Bedürfnis- und Bedarfsgerechtigkeit verspricht. Vielleicht hat das Integrierte Budget kurzfristig Chancen, zur Regelleistung zu werden.

Budgets sind Bausteine einer neuen Architektur in der Behindertenhilfe und -pflege, aber kein Allheilmittel. Sie passen in den Trend der De-Institutionalisierung: keine All-Inclusive-Lösung, auf die die Betroffenen kaum Einfluss haben, sondern Stärkung ihrer Autonomie, Hinterfragung des bisherigen Leistungsspektrums und Zurücknahme der Definitionsmacht der Kostenträger. Diese Effekte lassen sich im Einzelfall erzielen. Damit Budgets auch in der Breite ihre Wirkung entfalten können, bedarf es flankierender Maßnahmen.

Menschen mit Behinderung und Pflegebedarf benötigen Unterstützung. Gerade bei zerbrechlichen Netzwerken oder in komplexen Situationen könnte Case Management sicherstellen, dass die benötigten Hilfen tatsächlich gewährt und erbracht werden.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e.V.
in Münster...**

**... würde es weniger
Rund-um-die-Uhr-
Betreuung geben.“**

Josef Huesmann-Ratermann

Um Hilfebedarfe überhaupt feststellen zu können, werden Assessment-Instrumente benötigt. Ein einheitliches Assessment-Instrument, welches in der Lage ist, den gesamten Hilfebedarf abzubilden, hätte den Vorteil, dass Budgets nicht genutzt werden können, um Leistungsansprüche zu relativieren und den Bedarfsdeckungsgrundsatz infrage zu stellen. Qualität und Qualitätssicherung verdienen besondere Beachtung: Nicht mehr der medizinische Dienst der Krankenversicherung oder die Heimaufsicht werden primär zuständig sein. Gleichwohl soll gewährleistet sein, dass jeder Mensch Pflege und Betreuung nach dem aktuellen Stand des Wissens erhält. Hierfür bedarf es eines subjekt-orientierten Qualitätssicherungsansatzes, z.B. durch neue Einrichtungen und Gesetze der Länder oder durch die Zusammenfassung der vorhandenen und anerkannten Wissensbestände auf nationaler Ebene – etwa in einem deutschen Zentrum für Qualität, Pflege und Betreuung – oder durch eine entsprechende berufsrechtliche Flankierung des Sektors.

Ohne diese flankierenden politischen und rechtlichen Rahmungen können Budgets sich als problematische Deregulierung im Pflege- und Betreuungssektor darstellen. Die Ängste von Diensten und Einrichtungen, ihre Kundschaft dadurch zu verlieren, dass es in Zukunft in der Breite Budgets gibt, ist zwar verständlich, aber sozialpolitisch nicht sonderlich relevant: Die

Pflegeversicherung ist nicht dazu da, Pflegedienste in ihrem Bestand zu sichern, sondern Pflegebedürftigen bedarfsgerechte und Hilfearrangements stabilisierende Hilfen zu ermöglichen. Wenn wir aktuell 180.000 Pflegekräfte im ambulanten Bereich haben und geschätzt 100.000 illegale osteuropäische Pflege- und Hilfskräfte, spricht diese Zahl für sich. Es muss gelingen, im ambulanten Sektor gesetzlich garantierte professionelle Strukturen abzusichern, in denen Pflegefachlichkeit einen festen und unverzichtbaren Platz hat. Dies gelingt nicht nur, indem die sogenannten Pflegesachleistungen durch Pflegefachkräfte abgegeben werden, sondern auch durch die Sicherstellung von Pflegeprozessplanung und Fallmanagement. Hinzu kommt die Anforderung, Pflegefachkräfte verbindlich den Aufgaben der Pflegeprozessplanung und bestimmten handwerklichen Aufgaben in der Interaktion mit dem Pflegebedürftigen zuzuordnen: Hier muss es bei dem bisherigen Sachleistungsregime bleiben, um Qualität auch fachlich garantieren zu können. Neben der Verantwortung für Nursing und Care bedarf es einer leistungsfähigen Care-Dienstleistungsstruktur mit entsprechenden Angeboten, wenn man gegen Schwarzarbeit wirksam vorgehen will. Betreuungsleistungen müssen auch haushaltsökonomisch attraktiv sein. Hierauf hat sich der ambulante Sektor einzustellen.

Zwischen Ehrenamt und Berufsbild

Angestellte im ambulanten Assistenzbereich
von Gottfried Overberg



Vor 25 Jahren firmierten die größtenteils in Teilzeit arbeitenden Assistenzpersonen unter dem Label „Laienhelfer“. Viele waren Studierende oder Auszubildende aus Heilberufen. Die unterschiedlichen Interessen von KundInnen, Festangestellten und jenen „AssistentInnen“ gingen unter in der Euphorie, dass doch alle „dasselbe“ wollten: sich für die Belange der KundInnen engagieren und irgendwie auch Geld verdienen. Mit der zunehmenden Zahl der beteiligten Personen wurde deutlich, dass sich Probleme nicht alleine schon deshalb lösen, weil man freundschaftlich miteinander umgeht und prinzipiell die Vereinsziele teilt. Dass es bei Urlaub, Krankheit, Lohnfortzahlung arbeitsrechtliche Standards gibt, sickerte auch in den Verein Ambulante Dienste e.V. ein, und das hieß ab einem bestimmten Punkt, dass es so etwas wie Arbeitsverträge geben musste.

Mitte der 90er Jahre gab es einen größeren Personenkreis aus den Gründungsjahren des Vereins, der in erheblichem Umfang seinen Lebensunterhalt als „AssistentIn“ bestritt, ohne über ein klares Arbeitsverhältnis abgesichert zu sein. Vereinsintern wurde die „Helfertätigkeit“ immer noch als zeitlich begrenzte Aushilfstätigkeit wahrgenommen. Diese Sichtweise entsprach nicht mehr der Realität. Ab Frühjahr 1997 wurde auf Drängen der betroffenen Mitarbeitenden und deren Vertretung vom Vorstand ein Pool sozialversicherungspflichtig Beschäftigter mit Anstellungsverträgen beschlossen und geschaffen, der seither kontinuierlich ausgebaut wurde .

Dies erzeugt auf Dauer Kostendruck, der nur teilweise durch Kapazitätserweiterung zu kompensieren ist. Parallel entstand in den letzten Jahren ein „wilder Markt“, z. B. durch die EU-Ost-



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e.V.
in Münster...**

**... würde in der
gesamten sozialen
Szene in Münster
was fehlen. “**

Bernhard Poggenborg

erweiterung, mit Assistenzangeboten zu Dumpingpreisen. Eine Abgrenzung davon – auch gegenüber Kostenträgern – ist langfristig nur durch ein profiliertes, sich qualitativ heraushebendes Leistungsangebot in den Bereichen Persönlicher Assistenz und Versorgungssicherung für Menschen mit Hilfebedarf möglich.

2006 gab sich der Verein Ambulante Dienste e.V. ein Leitbild, das auch den Interessen der AssistenzgeberInnen Rechnung trägt: Hier heißt es: „...setzen wir voraus, dass verantwortungsbewusste und qualitätsorientierte Arbeit adäquat zu vergüten ist und dass angemessene Vergütung und gesicherte Arbeitsverhältnisse wiederum zu den Voraussetzungen für Arbeitsqualität gehören. Mithin muss jede bezahlte Tätigkeit für unseren Verein, die einer gesetzlichen Wochenarbeitszeit in etwa entspricht, ein Arbeitseinkommen erbringen, dass ermöglicht, materiell gesichert zu leben. Die Arbeitseinkommen sollen daher dem allgemein üblichen Niveau bei vergleichbaren Tätigkeiten in pflegerischen und sozialen Berufen entsprechen.“

Die heute etwa 50 fest angestellten Assistenzpersonen arbeiten mit sehr unterschiedlichen Rahmenbedingungen und tragen zur Sicherung der Lebensqualität der KundInnen bei. Die AssistentInnenvertretung sieht als ihre vorrangige Aufgabe die Sicherung der Arbeitsplätze und Verbesserung der Lohnsituation an, die nicht von der allgemeinen Einkommensentwicklung abgekoppelt werden darf. Diese Belange wahrzunehmen im Spannungsfeld zwischen öffentlichem Kostendruck, der erfolgreichen Fortführung der Vereinsarbeit und dem Interesse der KundInnen einerseits und dem wohlverstandenen Eigeninteresse der ArbeitnehmerInnen andererseits, ist eine Herausforderung,

der sich der Ambulante Dienste e. V. zu stellen hat. Zumal ein gesellschaftliches Klima existiert, das notwendige soziale Dienstleistungen auf Ehrenamtlichkeit abschieben oder mit Dumpinglöhnen abspesen möchte.

Zwischen Ehrenamt und Berufsbild

Inwieweit hat in den letzten Jahren eine Professionalisierung der Assistenzarbeit stattgefunden? Zeichnet sich gar ein neues Berufsbild ab? In der Selbstwahrnehmung fand eine Entwicklung von den „LaienhelferInnen“ der frühen Jahre hin zu Mitarbeitenden in „multiprofessionellen ambulanten Teams“ statt.

Der Verein und vergleichbare Anbieter in Deutschland verstehen sich als Lobby für die Belange von Menschen mit Behinderung. Das impliziert, sich künftig auch im Sinne der Angestellten im Assistenzbereich zu vernetzen und gegenüber Verbänden und Politik in Zusammenarbeit mit den KundInnen Forderungen zu artikulieren, ohne sich in einen Interessenkonflikt mit den KundInnen manövrieren zu lassen. Betroffene und ihre Dienstleister haben eine große Schnittmenge gemeinsamer politischer Interessen, die solidarisch kraftvoll „nach außen“ vertreten werden müssen.

Therapeutin, Modemacherin, Friseurin, Haushaltshilfe und Medizinerin

Im Gespräch: Stefanie Kuss



Stefanie Kuss ist fest angestellt bei den Ambulanten Dienste e. V. 20 Stunden wöchentliche Mindestarbeitszeit bedeutet das, zurzeit kommt sie auf 150 Stunden im Monat, „fast eine Vollzeitstelle“. Seit sie vor 15 Jahren anfang, hat die Diplompädagogin viele Menschen gepflegt, viel gesehen und viel gelernt.

Ihre erste Klientin traf sie in der Studienzeit, da war diese 93 Jahre alt. Nach zwei Jahren Pause kehrte sie zu ihr zurück und pflegte sie bis zu ihrem Tod. Da war sie 100 Jahre und 3 Monate. Die energische Frau trank gerne Bierchen oder mal einen Sekt, ging noch mit 98 zum Karneval oder auch shoppen. Als das Team auf Leichtbier umstellte, meinte der nicht weniger resolute Hausarzt: „Warum geben Sie der Frau kein anständiges Bier?“ Ihrem AssistentInnen-Team erklärte sie immer wieder: „Ich will nicht ins Heim.“

Ihr Wunsch sollte sich erfüllen. Bei ihrem Tod war eine der Assistentinnen anwesend. Innerhalb von einer Stunde versammelten sich alle Kolleginnen mit Sekt und Berlinern in der Wohnung. „Es war ein Zustand zwischen Betroffenheit und auch Euphorie, weil sie zu Hause sterben konnte. In der Wohnung war eine Aura, man hatte das Gefühl, die Seele ist noch da.“ Die Assistentinnen waren es auch, die auf einer „richtigen“ Beerdigung bestanden und diese auch organisierten. Die Tochter hatte den Aufwand mangels Bekanntenkreises für überflüssig erklärt. „Aber eine von uns hat dann von Hermann Hesse „Stufen“ gelesen, das war sehr ergreifend und wir haben alle geweint.“ Auch Stefanies Hund begleitete den letzten Weg „seiner“ Kundin.

Für sie als Diplompädagogin ist es nicht immer leicht, sich auf die Assistentinnenrolle zu reduzieren. „Wir sind ja alles: Therapeuten, Modeberater, Friseur, Mediziner, Haushaltshilfe, Seelsorger und was noch alles.“ Das erschwert das Einhalten der beruflichen Distanz. „Hier im Büro heißt es: ‚Sobald ihr euch anfreundet, müsst ihr aus der Betreuung raus.‘“ Auch für Stefanie ist Distanz wichtig. „Man sollte sich nicht drauf einlassen, Ersatzfamilie zu werden, oder auch vermeiden, allzu persönliche Dinge zu erzählen. Also es geht niemanden etwas an, ob ich gerade Beziehungsstress oder so etwas habe.“ Aber Einladungen der Eltern ihres Kunden zum Grillen und eine nähere Anbindung an die Familie findet sie noch im Rahmen und auch angenehm.

Aktuell assistiert Stefanie Kuss zwei KlientInnen. Ihre 52-jährigen Kundin mit Mukeldystrophie muss beatmet werden, was eine 24-Stunden-Betreuung erforderlich macht (s. *Im Porträt: Ruth Baumeister*). Sie ist vor zwei Jahren aus einem Heim in eine eigene Wohnung gezogen. Die Pflege stellte sie vor neue Probleme. „Wir durften ja erst nicht absaugen, weil wir ja keine Krankenpfleger sind, sondern nur AssistentInnen,“ so Stefanie Kuss. Geregelt wurde dies durch eine Selbstverantwortungserklärung, d. h. die AssistentInnen machen das auf eigenes Risiko der Betroffenen. Doch das macht deren neues Leben mehr als doppelt wett. Stefanies zweiter Kunde ist ein fast 25-jähriger junger Mann, der nach einem Autounfall auf den Rollstuhl angewiesen ist. Seine Eltern fanden, er sollte zurück in seine Heimatstadt Münster, wo er heute in einer behindertengerechten Wohnung lebt. Er braucht nur fünf Stunden am Tag Betreuung. Durch die gemeinsamen Unternehmungen entgeht ihm manchmal, dass Stefanies Anwesenheit für sie Arbeitszeit bedeutet. „Wir sitzen in der Eisdiele, ein schlecht gelaunter Kellner bedient uns und A. meint: ‚Kein Wunder, möchtest Du bei dem Wetter arbeiten?‘ Aber genau das tat ich ja“, lacht Stefanie mit ein bisschen Bitterkeit dahinter.

Am schwersten fällt ihr, dass sie immer ein offenes Ohr haben muss. So fühlt sie sich nach acht Stunden ausgepowert, auch wenn der Job von außen lasch aussieht mit ein bisschen Kochen, saubermachen und Begleitperson spielen. „Ich muss als Mensch voll da sein“, so der Arbeitgeber- und auch ihr eigener Anspruch. Getragen wird sie von der Freude der Menschen, die noch ihr eigenes Leben außerhalb von Heimen leben können.

„Dort gibt es Strukturen, in die müssen sich die Bewohner einfügen. Wenn ich zu den Menschen in die Wohnung komme, da finde ich Strukturen vor, in die ich mich einfinden kann. Und mit dem gemeinsamen Kochen und Essen kann es dann richtig heimelig sein.“

„Steffi, Dich kann man überall hinschicken.“

Ihre Arbeitsbedingungen erlebt sie höchst unterschiedlich. „Bei Übernachtbetreuungen habe ich schon auf der Isomatte auf einem Pipi-verdrehten Fußboden geschlafen, wo ich dachte, ‚Bloß nicht von der Matte rutschen‘, und dann wieder in einem eigenen, kuscheligen Zimmer“, so Stefanie Kuss' Erfahrungen. Das führte wohl auch zur Bemerkung ihres Kollegen: „Steffi, dich kann man überall hinschicken.“

Eins der schlimmsten Szenarien bot ihr der Einsatz bei einer Kundin, deren geistig behinderte Tochter sie betreute. Diese lebte, oder besser: hauste tagsüber acht Stunden alleine in der Wohnung, versorgt mit einem Kanten Brot. Da die Gemeinschaftstoilette auf dem Flur für sie unerreichbar war, war die Wohnung voller Urin und Kot. Das brachte auch die energische Stefanie an die Grenzen ihrer Belastbarkeit und Toleranz. Gemeinsam mit den Kolleginnen brachte sie dem Mädchen bei, die Toilette zu benutzen, und besorgte eilends eine Wohnung mit eigenem Bad. Mittlerweile lebt das Mädchen in einer betreuten Wohngemeinschaft.

Was könnte besser sein? „Ich würde gerne mehr im Team arbeiten und zwar täglich und nicht nur einmal monatlich zur Dienstbesprechung.“ Stefanie Kuss sieht manchmal nicht einmal ihren Vorgänger bei der Übergabe, sondern entnimmt Wichtiges dem Infobuch. „Man ist schon ganz schön auf sich allein gestellt, auch wenn der Vorteil, das selbstständige Arbeiten, natürlich Spaß macht.“ Gerne würde sie auch Tiere in ihre Arbeit integrieren, wie sie es mit ihrem Hund getan hat, als der sie zur Pflege begleitete – zur Begeisterung der KundInnen. „Das Schwerste ist, wenn ich so zugetextet werde, da muss ich die Zähne zusammenbeißen. Denn manche meinen, ich muss immer gute Laune haben.“

Hat sie nicht? Kann man sich kaum vorstellen.



**„Ihr seid für mich da. Und
wir leben nicht schlecht.“**

Im Porträt: Margarete Zimmermann,
ihre Assistentin Gisela Riedel und Tiger

Margarete Zimmermann ist eine Dame. Der Besucher weiß es bereits, bevor er sie trifft. Die Art ihrer persönlichen Assistentinnen, über sie zu sprechen, vermittelt Respekt: vor ihren Gewohnheiten, ihren Terminen, ihrer Lebensart. Frau Zimmermann ist 72 Jahre alt, durch ihre Muskelerkrankung auf den Rollstuhl angewiesen, und seit einiger Zeit macht sich ihre Demenz mehr und mehr bemerkbar. Seit zehn Jahren begleitet Gisela Riedel sie als persönliche Assistentin.

Einer erheischt noch mehr Respekt als Frau Zimmermann: Kater Tiger. Seit fünf Jahren wohnt er bei Frau Zimmermann – oder sie bei ihm? „Sie müssen ihn streicheln“, fordert Frau Zimmermann energisch, wenn er sich dem Besucher nähert. Tiger entscheidet selbst und uneinschätzbar für sein Gegenüber, ob er gestreichelt werden will, wo er liegt – z. B. auf dem Interviewskript – oder ob er zubeißt. „Er muss sich immer erst durchsetzen“, Frau Zimmermann ist voller Verständnis. „Nun hat er es ja auch nicht leicht, weil ja immer wieder neues Personal kommt.“ Auch Frau Riedel steht auf seiner Seite. Wir Besucher sitzen einem eingeschworenen Trio von Individualisten gegenüber. „Wir haben viel Spaß.“ Man glaubt es sofort.

Seit zwei Jahren braucht Frau Zimmermann aufgrund ihrer fortschreitenden Erkrankung mehr Assistenz. Fünf Personen betreuen sie bis zu neun Stunden am Tag. Dreimal wöchentlich geht sie in die Tagespflege. Im Schnitt bleiben die Assistentinnen drei Jahre. Schwierigkeiten gab es eigentlich nie, bis auf einen schnieken jungen Mann, der schon mal seinen Dienst vergaß. Aber „den habe ich erzogen, wir haben uns dann gut verstanden.“ Ansonsten waren immer alle nett zu ihr und vor allem

auch zu Tiger. „Heute wollen die Menschen mehr Freiraum,“ so Frau Riedel. „Früher war klar, dass man Weihnachten arbeitete oder am Wochenende, aber das ist nicht mehr so. Daher brauchen wir fünf Personen, damit alle Zeiten abgedeckt sind.“

Die Betreuung und die Einstellung von Frau Zimmermann ermöglicht ein recht zufriedenes Leben: „Ich muss ja“, lautet ihre Philosophie. „Ich kenne sie gar nicht als Mensch, der hadert“, so die Erfahrung von Gisela Riedel. „Ich finde, manchmal dürfte sie auch weinen. Ich sag auch: ‚Margret, warum weinst du nicht mal?‘ Aber du weinst nicht.“ Frau Zimmermann: „Warum soll ich weinen? Es wird ja nicht besser.“ – „Sie findet sich immer mit neuen Situationen ab, ohne zu jammern. Du bist eigentlich hart gegen dich selbst.“ – „Gisela, das muss ich ja.“ – „Ja, gut. Das ist natürlich für uns angenehm. Mit ihrer Haltung macht sie es uns natürlich leicht.“ – „Ich lächle immer.“ – „Und du stehst zu deinem Leben, du machst dir nichts vor. Wenn ihre Erinnerung nicht da ist, sagt sie: ‚Ich weiß es einfach nicht mehr‘. Und wir haben dann gesagt: Gut, dann denken wir für dich mit.“ Frau Zimmermann nickt: „Ihr seid für mich da. Und wir leben nicht schlecht.“

Frau Riedel lacht und nickt. Sie kam durch Vermittlung des Ambulante Dienste e.V. zu Frau Zimmermann. Nach der Einschulung ihrer jüngsten Tochter suchte sie eine eigenständige Arbeit mit freier Zeiteinteilung. „Wir haben ganz schnell gemerkt“, so Frau Riedel. „...wir passen zueinander,“ ergänzt Frau Zimmermann den Satz. „Die recht geringe Entlohnung würde ich nicht in Kauf nehmen, wenn ein Unternehmen damit Gewinn machen würde.“ Es ist die Idee, die trägt – und die Arbeitsbedingungen.

Der Ambulante Dienste e.V. lässt viel Freiraum. „Wir tauschen Dienste untereinander, haben auch Dienstbesprechungen schon hier in die Wohnung verlegt. Wenn ein Notfall besteht, braucht man eine weitere Betreuungsstunde nicht erst abzuklären.“

Mit den anderen AssistentInnen bilden sie eine richtig kleine Familie – auch nach Jahren noch. AssistentInnen wechseln, weil sie den Wohnort verlassen, ein Kind bekommen oder aus beruflichen Gründen keine Zeit mehr haben. „Es hat aber immer innige Beziehungen gegeben, die Menschen kommen wieder. Wir pflegen aber auch die Kontakte über die Jahre.“

Die beiden Frauen wohnen nur fünf Minuten voneinander entfernt, das ermöglicht spontane und auch unkonventionelle Arbeitseinsätze von Gisela Riedel. Meistens geht es dabei um Tiger. „Z.B. war er mal im Kleiderschrank eingesperrt oder er kommt abends nicht nach Hause, das ist nicht lustig, wenn ich mir hier eine Fernsehsendung ansehen muss, nur weil er fehlt.“ Dennoch weiß sie: „Ich würde nie aufhören, erstens weil es sinnvoll ist – und zweitens weil ich es Margret versprochen habe.“



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster ...**

**... hätte ich nicht so
viele verschiedene und
interessante Menschen
kennengelernt.“**

Angela Woller

Jeden Tag ein bisschen Ferienstimmung ...

Im Gespräch: Matthias Keil, Mitarbeiter
des Tagespflege e. V. im Haus Benteler



Seit nunmehr 14 Jahren arbeitet Matthias Keil im Haus Benteler des Tagespflege e.V. für ältere Menschen in Münster. Das Haus ist eine nicht heimgebundene Einrichtung für pflegebedürftige ältere Menschen. Seit der Gründung 1993 ist der Ambulante Dienste e.V. der Einrichtung geschwisterlich verbunden. Keil ist überdies seit langen Jahren Vorstandsmitglied des Vereins.

Die Gäste sollen sich wohlfühlen, die Atmosphäre häusliche Behaglichkeit vermitteln. Betritt man die Villa in Stadtrandlage, duftet es meist nach Kaffee oder einem aromatischen Essen. Das Haus ist für zwölf Vollzeitzgäste konzipiert. Die 24 derzeitigen BesucherInnen kommen nicht alle täglich und können nach Laune und Interessen aus einem bunten und vielfältigen Programmangebot auswählen – oder sich auch einfach zurückziehen und ausruhen. Gerne nutzen sie dazu im Sommer den schön angelegten Garten.

Die Wochenplanung wird gemeinsam erstellt, um den unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung tragen zu können wie den besonderen Belangen von RollstuhlfahrerInnen oder DiabetikerInnen. Matthias Keil beschreibt die Atmosphäre so: „Es ist wie in der Schule oder Arbeitsstelle. Man ist zufällig zusammengewürfelt, kennt sich aber gut und bezieht sich aufeinander.“

Was ihn an seiner Arbeit fasziniert, ist der immer neue Kontakt zu Menschen und seine vielfältige Arbeitsplatzbeschreibung. „Ein bisschen bin ich ein Mann für alle Fälle,“ lacht er. Nach der intensiven Beschäftigung mit den Gästen, beispielsweise in der Morgenrunde, nach unerlässlichen Verhandlungen mit Kos-



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e. V.
in Münster ...**

**... würde das „Haus
Benteler“, ein wichtiger
Kooperationspartner
für die häusliche Versor-
gung, fehlen.“**

Eva-Maria Gratz

tenträgern, der Konzeptionierung von Angeboten usw., steht er auch mal anschließend am Herd und bereitet das Mittagessen zu.

Die Verwaltungsarbeit lässt ihm zuweilen weniger Zeit für den Austausch mit den Gästen, als wünschenswert wäre, aber im Haus Benteler, so Keil, kann umgesetzt werden, was in traditionellen Einrichtungen nicht möglich wäre. Gerade das macht die Arbeitszufriedenheit im Team aus. Neue Ideen liefern Zivis und PraktikantInnen, die kontinuierlich das Team ergänzen.

Das schmale Budget des Hauses setzt öfter Grenzen, als es dem Team lieb ist. Sponsoren als Unterstützer werden freudig aufgenommen wie Mitarbeiter und Auszubildende des Lehrbauhofs der Baugewerbeinnung, die kürzlich im Garten die Pergola und das darunter liegende Pflaster sanierten. Ähnliches wünscht sich Keil für die Erweiterung des Raumangebotes durch einen Ausbau. Dies ist Voraussetzung für die angestrebte Ausweitung des Angebots, z. B. einen offenen Mittagstisch für Senioren im Stadtviertel.

Die Kooperation mit dem Ambulante Dienste e. V. ist vielfältig und eng. Matthias Keil wünschte sich, dass die Struktur und Vernetzungsmöglichkeiten der gesamten bestehenden und zukünftigen Hilfsangebote gemeinsam deutlicher vermittelt würden, bspw. unter einer gemeinsamen Trägerschaft. Dabei müssen die Konzepte sich stärker als bisher an der individuellen Lebens- und Wohnsituation der auf die Dienstleistungs- und Hilfeangebote angewiesenen Menschen orientieren, so seine Forderung und Zukunftsvision: „Zukünftig werden stadteilbezogene, klein-

räumige Strukturen für Assistenz und Versorgungssicherheit für eine älter werdende Bevölkerung eine wichtige Rolle spielen. Und da liegt viel gemeinsames Potential“, beendet er sein engagiertes Statement. Die Partner auf dem Weg zur Umsetzung kennt er seit 25 Jahren!



Matthias Keil

**„Wenn man weiß,
was man mal
gehabt hat ...“**

Im Porträt: Siegfried Krause,
Gast im Haus Benteler,
Tagespflege e. V.



Wir treffen Herrn Krause im Haus Benteler, der Tagespflegestätte für ältere Menschen in Münster. Er hatte uns ganz vergessen, sodass wir ihn aus der Zeitungsrunde holen müssen, eigentlich seine liebste Einrichtung im Haus Benteler. Aber Herr Krause sieht das ganz gelassen.

Seit neun Jahren ist er Gast hier. Nach seinem letzten, dem vierten Schlaganfall, ist seine linke Seite gelähmt. Auch sein Auge und sein Gehirn haben gelitten, aber dem lebhaften Gespräch mit ihm tut das keinen Abbruch.

Im Juli wurde er 76 Jahre alt. Seine Zeit hat er gut eingerichtet: „Dreimal die Woche bin ich hier. Ab halb neun, dann gibt es Frühstück, danach die Zeitungsrunde. Ich lese sie dann noch mal für mich ausführlich. Andere wollen das nicht, denen reicht die Schlagzeile.“ Aber Siegfried Krause will auch wissen, was auf lokaler Ebene so los ist. Anschließend werden Spiele gemacht. Sein Lieblingsspiel? „Kniffel“, kommt es wie aus der Pistole geschossen. Danach folgen Kreuzworträtsel auf der Beliebtheitsskala. Nach dem Mittagessen um 12 Uhr ist Pause: „Ein bisschen dösen“, lacht er. Anschließend nutzen die Gäste den Garten oder spielen noch eine Runde. Einen Tag spielt er zusätzlich Doppelkopf, und einen Tag „muss ich mich von dem Stress ausruhen“.

Zu Hause versorgen ihn vier Assistenten. Morgens kochen sie Tee, unterstützen ihn beim Waschen und Anziehen. Am Samstag begleiten sie ihn zum Markt oder am Donnerstag zu seiner Kartenrunde. „Im Winter nutze ich dann aber den ASB (gemeint ist der Fahrdienst des Arbeiter-Samariter-Bund, die Red.). Ich habe ja zehn Fahrscheine im Monat.“

Sonntags lädt ihn die andere „Oma der Enkelkinder, die auch ihre sind“ zum Essen ein. „Die gewesene Schwiegermutter meiner Tochter“ ist die feste sonntägliche Anlaufadresse. „Frauen gab es viele, aber keine zum Heiraten,“ bedauert er, der seit 1975 Witwer ist. „Aber wenn man weiß, was man mal gehabt hat ...“ So bleibe er halt alleine, wenn auch nicht freiwillig.

Seit er Unterstützung braucht, ist er Kunde beim Verein Ambulante Dienste e. V.. „Mein Sohn kannte einen, der im elektrischen Rollstuhl sitzt“, erinnert sich Herr Krause. Seine Tochter, die in Coerde wohnt, stellte den Kontakt her. Er wohnt in einer behindertengerechten Wohnung in der Maximilianstraße im zweiten Stock. Für seine unverplanten Tage kauft er sich Fertiggerichte für die Mikrowelle.

Eigentlich wollte er ja Koch werden. Er hatte sogar schon eine Lehrstelle im Hotel „Vier Jahreszeiten“ in Hamburg. Aber seine Eltern verboten ihm, sie anzunehmen. „Wer weiß, was du draußen machst“, hieß es. „Damals haben Kinder ja noch gehorcht,“ konstatiert Siegfried Krause. „Aber meine Kinder durften beruflich machen, was sie wollten.“ Er wurde daraufhin Maurer, ging 1946 aus seiner Geburtsstadt Leipzig fort, erst nach Herne zu seinem Bruder und dann nach Münster. „Ich weiß gar nicht mehr, wie ich nach Münster kam, auf einmal war ich in Münster.“ Den ungeliebten Beruf verließ er und fuhr jahrelang Laster. Er wurde leidenschaftlicher Hobbykoch, Braten waren seine Spezialität. Was er nicht mag? „Eintöpfe, die gibt es hier oft donnerstags, aber dann bin ich ja Gott sei Dank nicht hier.“ „Das habe ich gehört“, schallt es von Betreuer Clemens Brummert hinter dem Vorhang hervor. „Sie nehmen doch hier ganz schön Ein-

fluss auf den Speisezettel“, zwinkert er dem alten Herrn zu. Der Duft von Curryhähnchen, der langsam durch die Räume zieht, überzeugt uns vom positiven Resultat.

Einmal im Jahr verreist er. In den letzten Jahren je acht Tage nach Leipzig und Dresden, dieses Jahr nur drei Tage nach Hamburg. „Da will ich die Mini-Eisenbahnausstellung ansehen und eine Hafenrundfahrt machen.“ Nächstes Jahr, auch das steht schon fest, geht es nach Berlin und in den Spreewald. Gibt es sonst noch Pläne außer Reiseplänen? „Nein. Doch: im Lotto gewinnen. Dann pack ich mir den Jungen ein“, gemeint ist nicht sein Sohn, sondern einer der Assistenten, wie sich auf Nachfrage herausstellt, „und mache eine richtig große Reise.“ Das sind zehn bis 14 Tage Spanien mit Madrid oder Barcelona oder England und Schottland. „Wenn ich irgendwohin reise, will ich was sehen. Ausruhen kann ich mich zu Hause.“ Er schwelgt in Erinnerungen an ein Musikfestival in Edingburgh. „Da war ich noch gesund und munter. Das war herrlich, da will ich noch mal hin und zum Loch Ness, zu diesem Ungeheuer, wie heißt es? Wenn ich komme, kommt sie vielleicht und sagt: ‚Hier bin ich!‘“

Hier in Münster ist er gut versorgt. Siegfried Krause hat keine Verbesserungsvorschläge für den Ambulante Dienste e.V.: „Der Bernhard macht alles für mich, wenn ich dem was sage. Ich bin gut zufrieden, auch mit den Leuten hier.“ Wenn man eine Stunde mit Herrn Krause geplaudert hat, weiß man, dass er meint, was er sagt.



**„Ohne den Verein
Ambulante Dienste e.V.
in Münster...**

... wäre Münster ärmer.“

Birgit Edler



**lebensHAUS – Intensiv leben
bis zum letzten Atemzug**

Im Gespräch: Franz-Josef Dröge,
Geschäftsführer des Hospizhauses

Was passiert, wenn die ambulante Versorgung an ihre Grenzen gerät? Wo können jüngere schwerstkranke Menschen hingehen? Am Runden Tisch, der sich in den 90er Jahren gründete, um sich mit diesen Fragen und der Einrichtung eines Hospizhauses in Münster zu befassen, trafen sich der Ambulante Dienste e.V., die AidsHilfe Münster e.V., die Hospizbewegung Münster e.V., die Bischof-Hermann-Stiftung mit dem Wohnungslosenbereich, aber auch stationäre Einrichtungen wie die Unikliniken und andere. Dieser lockere Zusammenschluss verkleinerte sich, als der *lebensHAUS*-Gründungs-Verein als verbindliche Form entstand. Schnell war klar, dass die Vorarbeit – Anträge schreiben, Konzeptarbeit, eine Immobilie suchen, den Umbau organisieren, Spenden einwerben, Personal zusammenstellen – nicht ausschließlich ehrenamtlich geleistet werden konnte. Mit großem persönlichen Engagement und Arbeitseinsatz trieben die Mitarbeitenden des Ambulante Dienste e.V. als Mitträger gemeinsam mit Franz-Josef Dröge, der durch eine ABM-Stelle die Eröffnung der Einrichtung vorbereiten konnte, das Projekt maßgeblich voran.

Leicht waren die dreieinhalb Jahre bis zur Eröffnung nicht: Abgesehen davon, dass es nur ein Hospizhaus in Münster geben sollte – als zweiter Träger wurde nach der *lebensHAUS* gGmbH die Johannes-Hospiz gGmbH durch die Mauritzer Franziskanerinnen, die Caritas, das Diakonische Werk und die Bischof-Hermann-Stiftung gegründet –, erschwerte die eingeschränkte Finanzdecke auch die Suche nach einer geeigneten Immobilie. Dabei sollte „da, wo das Leben stattfindet, auch das Sterben stattfinden.“

Bürgermeister Fritz Krüger gab den ausschlaggebenden Tipp für das heutige Domizil – dies erwies sich als Glücksfall, erforderte zugleich die Klärung der Trägerschaft. Hier zeigte sich die Pluralität am Runden Tisch, Differenzen traten zutage: die Frage kirchliche oder nicht-kirchliche Trägerschaft. „Immer noch vor dem Hintergrund, dass ein Hospiz für Münster reicht und in ihm kirchliche und nicht-kirchliche Gruppen zusammenarbeiten“, so Dröge. Die Vorstellungen gingen auseinander. Die kirchlichen Gruppen bestanden auf einer kirchlichen Trägerschaft. Das hätte Auswirkungen gehabt z.B. auf die Personalauswahl in der Form, dass man nicht-christliche Menschen, Wiederverheiratete oder Geschiedene nicht hätte einstellen können.

Im Oktober 1999 eröffnete das *lebensHAUS* in Münster-Dorbaum in idyllischer Lage.

Inhaltliche Unterschiede in der Alltagsarbeit beider Hospizhäuser gibt es wenige, eher auf der ideologischen Ebene. „Seelsorge hat im *lebensHAUS* genau so eine Bedeutung. Wir versuchen damit sehr vorsichtig umzugehen, das nicht jedem anzutragen, sondern eher, wenn wir den Eindruck haben, da gibt es ein Bedürfnis.“

Das *lebensHAUS* arbeitet mit den Ärzten und Pfarrern vor Ort zusammen, aber Hausärzte und Seelsorger der Heimatgemeinde sind willkommen. Hausärzte müssen zweimal die Woche ins Haus kommen und sich bereit erklären, 24 Stunden erreichbar zu sein. Das wollen nicht alle. Das *lebensHAUS* hat einige Ärzte im Hintergrund, die bereits Erfahrung aufweisen – bspw. bei der Schmerztherapie –, die die Menschen im Haus betreuen.

Eine Mischfinanzierung aus Krankenkasse, Pflegekasse und – je nach Dauer – einem Eigenanteil des Gastes finanzieren den Tagessatz pro Gast. 25 Prozent bleiben als Eigenanteil des *lebensHAUSes*. Letzterer kann sich bei einer entsprechenden Belegung auf einen sechsstelligen Euro-Betrag summieren. Das macht Spendenakquise, Mitgliederwerbung für den Förderverein sowie Sponsoringaktionen wie das jährliche „Lebensfest“ mit dem Schirmherrn Götz Alzmann notwendig. Viele Angehörige bedanken sich durch Spendenaktionen bei Beerdigungen oder nachträglichen Geldgaben, aber auch im Umkreis des *lebensHAUSes* wird bei Jubiläen und Festen für die Einrichtung gesammelt. Zudem kommen die Erträge der Pröbstring-Stiftung dem Hospiz zugute.

Nur wenige Gäste entscheiden sich bewusst für das eine oder andere Hospiz, die Entscheidung hängt eher von den freien Kapazitäten der Häuser ab. Die Verweildauer liegt zwischen einem Tag und fünf Monaten. 80 Prozent der Gäste kommen direkt aus dem Krankenhaus. Die Stationen, Sozialarbeiter, aber auch Angehörige nehmen den Kontakt auf. Ausschlaggebend für den Einzug ist eine aufwendige Schmerztherapie oder dass die Pflege und Betreuung zu Hause nicht gewährleistet ist.

Das Team des Hauses wird ergänzt durch die große Gruppe Ehrenamtlicher. Ein halbjährlicher Vorbereitungskurs sichert die fachlichen, aber auch persönlichen Voraussetzungen für

den Einsatz im Hospiz. Die Arbeit teilt sich in vielfältige Bereiche ein: Präsenzdienste in der Hauswirtschaft, Telefondienst oder auch Kontakt mit Gästen und deren Angehörigen, wobei manche Gäste eine kontinuierliche Einzelbegleitung bekommen. Die Angehörigen brauchen ebenfalls Betreuung wie Gesprächsangebote, Treffen, Rituale wie die Aussegnung und das Angebot, den Toten mit einzukleiden.

Der Name „*lebensHAUS*“ führt nicht selten zu Irritationen. Er setzt sich einerseits von den Heiligennamen kirchlicher Träger ab, drückt zugleich aus, dass die „Zeit bis zu dem Moment, wo Sie den letzten Atemzug tun, Leben ist“, so der Geschäftsführer des Hauses. „Leben, das noch gefüllt wird, das noch gestaltet wird, das mit den Einschränkungen, die die Krankheit mit sich bringt, Qualität haben soll und haben kann. Daher haben wir im Namen das Leben in den Vordergrund gestellt.“ Auch wenn manche dies für zynisch oder Augenwischerei halten – für Franz-Josef Dröge ist der Name Programm. „Manche wollen hier noch einmal ihren Geburtstag feiern, ihren Kegelclub treffen oder auch noch mal nach Hause – das geht alles.“

Auch Franz-Josef Dröges Einstellung zum Tod – und damit zum Leben – ist durch die Arbeit im *lebensHAUS* geprägt. „Das Sterben eines Menschen ist nicht mehr eine Katastrophe oder das Schlimmste, was passieren kann, sondern es ist etwas Normales, wie wenn ein Kind geboren wird.“ Das Verhältnis zu seinem eigenen Tod ist bewusster, „aber ich kann nicht



Franz-Josef Dröge

behaupten, dass ich überhaupt keine Angst habe. Ich weiß auch nicht, wie dieser Übergang sein wird, ob ich gut loslassen kann oder ob ich klammere und festhalte.“ Zu oft hat er erlebt, dass die Einstellung der Menschen im Verlauf ihres Aufenthaltes im *lebensHAUS* sich veränderte, „von daher würde ich da auch keine Aussage für mich machen.“

Der Blick fürs Sterben veränderte auch den Blick fürs Leben: „Man hat nicht alle Zeit der Welt und sieht die Wichtigkeit und auch die Unwichtigkeit von Dingen. Es relativiert sich vieles.“

„25 Jahre sind schon was ...“

Ein Gespräch mit Michael Willamowski (MW),
Amtsleiter des Sozialamtes in Münster, und
Christine Adams (CA), Abteilungsleiterin im Sozialamt.
Das Interview führte Daniela Kaminski.

STADT  MÜNSTER

Stadthaus
Ludgeriplatz

Können Sie sich an Ihren ersten Kontakt mit dem Verein Ambulante Dienste e. V. erinnern?

CA Ja, den hatte ich als Sachbearbeiterin wegen eines Einzelfalls mit dem Gründer des Vereins, Herrn Hobrecht.

MW Meinen allerersten Kontakt könnte ich jetzt nicht benennen, aber die ersten Gespräche gab es über Vergütungssätze in meiner Zeit als Sachbearbeiter.

Was haben Sie vom Ambulante Dienste e. V. gelernt und was lernen Sie noch?

MW Die ersten Aktionen zur Behindertenbewegung kamen vom Ambulante Dienste e. V. Es ging um Selbstbestimmung der Behinderten statt Fürsorge. Alte Kollegen erzählten von Rollaktionen mit Anketten und solchen Dingen. Ich lernte, dass sich im Laufe der Zeit ein Verein, der von der Selbsthilfe geprägt ist und mit Betroffenenkompetenz arbeitet, durch die Pflegeversicherung zu einem professionellen Unternehmen entwickeln kann.

CA Damals war das Thema „Rund-um-die-Uhr-Versorgung“ ganz neu. Jetzt ist es etabliert und Teil des Ganzen.

MW Der Ambulante Dienste e. V. bedient ein spezielles Segment und ist immer auch behindertenpolitisch tätig.

Wie sehen Sie Initiativen wie „Daheim Statt Heim“ und die radikalen Forderungen, Heime ganz abzuschaffen?

MW Von zwei Seiten. Die eine ist: Ich habe großes Verständnis für den Wunsch, sein Leben lang in der eigenen Wohnung zu bleiben. Die andere: Wenn jemand das nicht selbst finanzieren kann und die Gemeinschaft das tun muss, bleibt die Frage: Wie viel kann die Gemeinschaft leisten?

Resultiert daraus, dass ewig Mischmodelle bleiben werden?

MW Individuelle Settings werden immer klarer in den Vordergrund treten, gleichzeitig wird natürlich die Kostenfrage stärker diskutiert werden.

CA Bei uns fragen die Menschen nach passgenauer Versorgung, nicht nach ambulant oder stationär.

MW Die radikalen Forderungen sind meines Erachtens auch eine Form der Bevormundung. Man muss auch die Heimbetroffenen fragen. Wichtig ist, dass wir jedem anbieten können, was er möchte, wobei die Grenze immer die Kosten sein werden.

*Wie sehen Sie den
Ambulante Dienste e. V.
im Spektrum der
Angebote in Münster?
Als Baustein, Visio-
näre, Querdenker...?*

CA Aus Leistungssicht als Baustein im Bereich Pflege.

MW Die Ambulanten Dienste haben sich etabliert und sind kein „Störfaktor“ mehr wie in ihrer Anfangszeit.

CA Waren sie nicht erst die einzigen Anbieter?

MW Ja, sie haben begonnen als Betreuungsdienstleister zunächst im Bereich Eingliederungshilfe. Dann gab es aber auch die Caritas, AWO etc. und in den 90ern führten wir Modellprojekte durch. Die große Vielfalt kam schließlich mit der Pflegeversicherung.

*Würden Sie den Verein
Ambulante Dienste e. V.
als Pioniere bezeichnen?
Wie sähe Münsters Sozial-
landschaft aus ohne ihn?*

MW Es wäre so früh hier nichts gelaufen ohne den Ambulante Dienste e. V. Pioniere gehen ja voraus und sind bereit, Irrwege zu gehen und sie auch zu korrigieren. Der Ambulante Dienste e. V. hat wirklich eine ganze Menge erreicht.

*Wenn es keine finan-
ziellen Grenzen gäbe,
was wäre Ihr Wunsch
im sozialen Bereich?*

MW Dass jeder Mensch sich die Pflege an dem Ort und die Leistungen einkaufen kann, die er möchte.

CA Und in dem Umfang, den er möchte.

Wie sehen Sie realistisch die Zukunft der Pflege – angesichts der Altersentwicklung, knapper Kassen, dem Zerfall der Familien?

MW Das ist ja nicht alles. Die Single-Haushalte sind mindestens so problematisch wie die Alterspyramide. Die ganze Unterstützung für die alltägliche Arbeit wie Blumengießen, Hundversorgen etc. fällt weg. Meines Erachtens werden im Bereich Pflege die Grenzen völlig entfallen und es gibt ganz unterschiedliche Settings: Mehrgenerationenwohnen, Hausgemeinschaften, eine Wohnungsbaugesellschaft beschäftigt sich mit dem Modell des Beginenhauses, also einer Frauengemeinschaft, alle möglichen ambulanten Dienste werden angeboten werden. Handwerkliche Betreuung und Versorgung gibt es ja bereits jetzt, natürlich gegen Vergütung. Ich sehe besonders in ehrenamtlichen Initiativen „von Mensch zu Mensch“ eine ganz kreative und positive Entwicklung in den Stadtteilen: Eine Initiative in Nienberge kocht mit 20 Leuten zweimal wöchentlich für alte Menschen.

CA Familienstrukturen bröckeln oder werden nicht wieder aufgenommen, weil unsere ganze Wohnsituation dem nicht entspricht. Einfamilienhäuser bieten wenig Gelegenheit zum Zusammenwohnen plus Pflege.

MW Es leben vier bis fünf Generationen gleichzeitig, früher waren es drei. Die Berufstätigkeit der Frauen hat das Zusammenleben verändert, die Selbstverwirklichung jedes Familienmitgliedes spielt eine große Rolle.

Wie können Menschen für sich selber Vorsorge treffen?

CA Indem sie frühzeitig planen. Das Thema beginnt, wenn die Kinder aus dem Haus sind. Wenn man jung ist, schon mit 60 umzieht, kann man noch Kontakte knüpfen. Mit 85, als alter Baum quasi, ist es dazu oft zu spät.

MW Man kann durch kluge Planung die Erfahrung vermeiden ,Wenn ich hier ausziehe, ist die letzte Station das Heim‘.

Was wünschen Sie sich von der Politik?

MW Von der Bundespolitik eine Änderung des Begriffs der Pflegebedürftigkeit. Bisher koppelt man ihn an Verrichtungen und lässt Betreuungsbedarfe außen vor. Das Leistungsrecht muss angepasst werden, denn es ist nicht nachvollziehbar, warum ambulante Pflege schlechter vergütet wird als stationäre.

CA Die Leistungssätze müssen kompatibel sein. Oft wird an einer Stelle etwas geändert, ohne die Folgen für andere Stellen zu bedenken.

MW Von der Stadt wünsche ich mir, dass wir weiterhin offen bleiben für neue Angebote und weiter daran arbeiten, Vielfalt zu schaffen.

Wie wichtig sind Netzwerke in der Pflege und besonders in Münster und wie funktionieren sie?

CA Ich kann eigentlich keine Konkurrenz der Angebote erkennen, vielleicht gibt es ideologische im Hintergrund. Ich habe den Eindruck, dass passgenau ausgesucht wird. Ehrenamtlich müsste noch viel passieren.

MW Wir können unsere Sicht nicht auf alle übertragen. Meine Einschätzung ist, dass Leistungen mit Eigenfinanzierung weniger in Anspruch genommen werden als die ohne oder die aus Drittmitteln.

Was soll im Bereich Ehrenamt passieren?

MW Es gibt Bereiche, die man nicht für Geld kaufen kann: Geselligkeit, Spazierengehen, Vorlesen, Besuche. Das sind uner-

lässliche Dinge, aber man kann schlecht nach einem gemeinsamen Kaffeetrinken 30 Euro kassieren, oder? Es gibt dann auch einen ungeheuren Unterschied zwischen denen, die bezahlen – können – und denen, die es nicht können.

CA Aber genau das brauchen wir gegen die Einsamkeit.

*Wie funktioniert
der Bereich „Pflege“
in Münster?*

MW Wir haben eins der ältesten Infobüros in Deutschland mit einer ausgesprochen positiven Bilanz, was man sonst von Verwaltung gar nicht kennt. Seine Stärke ist, dass es keinerlei wirtschaftliche Interessen verfolgt, sondern fachliche. Hier gilt auch ambulant vor stationär. Sein Nutzen für die Stadt ist groß.

Inwiefern?

MW Die Stadt hat einen guten Überblick über die Settings und die individuellen Entscheidungen. Ambulant vor stationär ist kostengünstiger, es sei denn, die Kosten übersteigen den Preis des stationären Aufenthalts. Eine aktuelle Umfrage der Stadt zeigt, dass über 80 Prozent in ihrer jetzigen Wohnung bleiben wollen mit externer Unterstützung.

CA Wir haben im Büro Pflege einmalige Kenntnisse: über Besuchsdienste, Mahlzeiten und auch viele kleine Dienstleistungen. Jeder, der sich hier frühzeitig informiert, hat einfach Glück und kann Vorsorge treffen, damit es optimal läuft.

*Welche Rolle spielt
Verwaltung in diesem
Zusammenhang?*

MW Wir nehmen die Verantwortung für die Pflegestruktur der Stadt wahr und suchen bei der Stadtplanung kreative Lösungen für die Entwicklung, die es nehmen soll, um auch zukünftige Bedarfe zu decken. Wir haben gemeinsam mit dem Verein Ambu-

lante Dienste e.V. das „Segment Pflegebereitschaft“ etabliert, waren uns auch immer einig in der Sache, natürlich nicht in den Kostenfragen. In der Pflegekonferenz treffen sich die Akteure des Pflegemarktes. Hier werden Planung und Praxis gekoppelt. Wir sind Träger des Informationsbüros Pflege und der Wohnberatung, klären Kostenfragen für Bedürftige, sind Gesprächspartner des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen und der Pflegeversicherung, zudem Träger der Heimaufsicht. Wir sind eigentlich ziemlich gut.

Was geben Sie dem Verein Ambulante Dienste e.V. mit auf den Weg nach 25 Jahren?

MW Ich habe vom Ambulante Dienste e.V. einiges gelernt und die Zusammenarbeit trotz mancher Kontroversen auch im zwischenmenschlichen Bereich immer als Bereicherung empfunden. 25 Jahre sind schon was.

CA Sie sind nicht wegzudenken.

Danke für das Gespräch.



Michael Willamowski



Christine Adams

AutorInnenverzeichnis und InterviewpartnerInnen

Adams, Christine: Abteilungsleiterin im Sozialamt der Stadt Münster

Baumeister, Ruth: Kundin des Ambulante Dienste e. V.

Dörner, Klaus: Professor für Psychiatrie der Universität Witten-Herdecke

Dröge, Franz-Josef: Geschäftsführer der Hospiz *lebensHAUS* Münster gGmbH

Edler, Birgit: Mitarbeiterin des Ambulante Dienste e. V.

Grachenova, Yanica: Mitarbeiterin des Ambulante Dienste e. V.

Hamza, Dina: Kundin des Ambulante Dienste e. V.

Keil, Matthias: Mitarbeiter des Tagespflege e. V. Haus Benteler und Vorstandsmitglied des Ambulante Dienste e. V.

Klie, Thomas: Professor für öffentliches Recht und Verwaltungswissenschaft, Freiburg; Präsident der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie (DGGG)

Krause, Siegfried: Gast im Haus Benteler, Tagespflege e. V., und Kunde des Ambulante Dienste e. V.

Kuss, Stefanie: Mitarbeiterin des Ambulante Dienste e. V.

Overberg, Gottfried: Mitarbeiter des Ambulante Dienste e. V. und als AssistentInnenvertreter im Vorstand des Ambulante Dienste e. V.

Velkova, Anni: Mitarbeiterin des Ambulante Dienste e. V.

Willamowski, Michael: Leiter des Sozialamtes der Stadt Münster

Wölter, Harald: Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Fraktion Bündnis 90/DIE GRÜNEN im Landtag NRW und Vorstandsmitglied des Ambulante Dienste e. V.

Zimmermann, Margret: Kundin des Ambulante Dienste e. V.

Impressum

Herausgeber: Ambulante Dienste e. V.,
Bohlweg 10, 48147 Münster

Redaktion und Konzept: Daniela Kaminski

Fotos: Ralf Emmerich,
Rolf Cassens (Titel),
Daniela Kaminski (Seite 6, 20, 32, 56, 60),
Simon Müller (Seite 48)
Felix Schäferhoff (Seite 32)
Foto von Christine Adams (Seite 66): privat

Layout: Magnus Sundermann

Druck: Buschmann Druck

Auflage: 1.500

ISBN 978-3-00-023140-7



Ambulante Dienste e.V. Münster

Bohlweg 10

48147 Münster

Telefon: 0251/133 01-0

Telefax: 0251/133 01-20

www.ad-ms.de

buero@ambulante-dienste-muenster.de